Ich geh jetzt heim.

Ich sitze hier in einem fremden Garten. Was soll ich tun? Eigentlich sollte ich bügeln, Flickwäsche wartet auch auf mich und die Kinder werden bald von der Schule kommen. Ich werde einen Schokoladepudding kochen, den mögen sie immer gerne.
Es ist so schwer! Ich bin immer allein, so viele Gedanken kommen und gehen, Erinnerungen, schöne und traurige, Enttäuschungen, nicht eingehaltene Versprechen, Wünsche und Träume, die nie in Erfüllung gegangen sind. Aber es nützt nichts, ich muss wohl wieder was tun.

Es ist Montag-Vormittag. Ich bin am Weg zu meiner Mutter. Seit drei Jahren ist sie nun schon in der Senioren-Residenz. Sie ist so weit weg, hat eine Grenze überschritten, an diesen ihren neuen Heimatort können wir ihr nicht folgen. Wartet sie auf mich? Wird sie mich erkennen? Es ist beklemmend und traurig. Soviel möchte ich sie fragen, würde heute gerne die Erzählungen aus ihrer Jugend hören, die oft erzählten Geschichten über die vielen Verwandten, Basen und Tanten. Als sie uns diese erzählt hat, gingen sie uns auf die Nerven – zu oft gehört, zu langweilig – es war ja eine andere Welt, zu der wir als Kinder und Teenager keinen Bezug hatten und daher interessierten sie uns auch nicht.
Ich fahre auf den Parkplatz vor dem Heim, bleib noch ein paar Minuten sitzen – was wird mich heute erwarten?

Was sind das für Leute um mich herum? Sie reden, lachen und machen viel Lärm. Lachen sie etwa über mich? So wie damals, als ich als junge Frau in die Familie kam. Ich sollte Knödel kochen für alle. Das war kein Problem, ich konnte ja kochen, hatte daheim für meine Geschwister oft sorgen müssen. Und dann sind sie gekommen, vom Feld, vom Acker. Sie haben sich an den Tisch gesetzt, kein „Grüß Gott“, kein Danke, kein nettes Wort, sondern: „Was soll denn das sein? Die Knödel gehören hart und groß und nicht so labbrige kleine Dinger! Und den Speck muss man ja mit der Brille suchen, hast ihn aufgegessen statt in die Knödel zu tun?“
Ich bleib nicht länger da, ich will einfach nur heim.

Ich steig aus dem Auto aus und trau meinen Augen nicht. Mama kommt um die Ecke spaziert. Sie geht zielstrebig an mir vorbei. Wie ist sie aus dem Heim gekommen? Sie trägt ein Armband, das Alarm schlägt, wenn sie durch die Eingangstür hinaus geht. Aber sie ist ja von hinten gekommen, dort wo der Garten ist. Schnell lauf ich ihr nach, sprich sie an. An ihren Augen sehe ich, dass sie mich nicht erkennt, verwirrt ist, verunsichert und weiter gehen will. Ich möchte schreien,

weinen, einmal wieder ihre Augen blitzen sehen, einmal spüren, dass sie mich erkennt – mich, ihre älteste Tochter. Aber diese Grenze wird wohl nie mehr fallen. So begrüße ich sie lachend, lade sie ein, mit mir spazieren zu gehen und sie geht gerne mit. Wir bestaunen die wunderbaren Gärten, riechen an den bunten Rosenknospen, die über die Zäune schaukeln, bestaunen Obstplantagen und manche Blumen bekommen von ihr den richtigen Namen, werden erkannt: Phlox, Zinien, Rittersporn, Löwenmäulchen, Sommerflieder und verblühende Iris.
Es ist Sommer, der Duft von gemähtem Heu umschmeichelt uns, Mama sieht die Schmetterlinge auf den Blumenköpfen, freut sich am Duft der Rosen, sieht die schönen, alten Bauernhäuser – wir gehen gemeinsam an einem wunderbaren Sommer-Morgen durch das Dorf, spazieren an Äckern vorbei, wo das Getreide schon hoch steht. Vogelzwitschern begleitet uns und es ist eine heile Welt. Für ein paar Stunden sind wir „zuhause“ in ihrer vertrauten Welt und es ist gut so!

Warum sitze ich immer in diesem unbekannten Garten? Wo ist das Gemüse, das ich angepflanzt habe, das muss man bestimmt gießen und jäten. Da steht ein großer Stein, Wasser rinnt wie beim Stuibenfall herunter, das ist schön. Das gefällt mir und die kleinen Vögel zwitschern herum, trinken, denen geht es gut. Eine nette junge Frau kommt und bringt mir was zum Trinken. Aber ich kenne sie auch nicht und an den anderen Tischen sitzen so viele alte Leute. Was machen die alle hier? Ich muss heim gehen, kann nicht einfach nur so herumsitzen.
Da ist doch eine Türe offen, da werde ich auf die Straße gehen und schauen, ob mich jemand mitnimmt

Heute ist wieder Montag, mein Besuchstag bei Mama. Ich gehe durch das helle, schöne Haus, Leute spazieren herum, Betreuerinnen erzählen, wie es geht und ich suche das Zimmer meiner Mutter. Es ist ein großer Raum mit einem Pflegebett, einer Couch für das Mittagsschläfchen. Der geschnitzte Zirbenschrank aus der Stube im Elternhaus, gefüllt mit Dingen, die Mama immer wichtig waren, soll ein Bisschen Heimatgefühl vermitteln. Fotos von den Enkeln und dem schon vor 20 Jahren verstorbenen Ehepartner hängen an der Wand sowie Erinnerungsfotos an schöne gemeinsame Tage. Aber Mama ist nicht da. Ich gehe in den Park, suche im oberen Stock, suche sie an ihren Lieblingsplätzen, aber sie ist nicht da. Alle helfen mit, Betreuerinnen und Mitbewohner rufen und suchen – aber vergebens, Mama ist nicht auffindbar. In diese ganze Aufregung ruft mich meine Schwester an und fragt, ob wir vielleicht Mama suchen. Aufatmen, Lachen, Erzählen.

So, jetzt muss ich nur noch schauen, ob mich jemand mit seinem Auto heimfahren kann. Die Türe war offen, ein weißgekleideter Mann hat Gemüsekisten ins Haus

getragen und mich freundlich gegrüßt. Ah, da fährt eine junge Frau langsam vorbei. Ich lauf hin und wink ihr, dass sie stehenbleiben soll. Sie hält das Auto an, dreht die Fensterscheibe herunter und fragt mich, ob ich was brauche. „Ja, meine Söhne sind einkaufen gegangen und haben mich wohl vergessen. Kannst du mich in das nächste Dorf, bringen, ich möchte heimfahren und jetzt fährt kein Bus." Die junge Frau lacht und sagt: „Komm, steig ein. Das liegt am Weg, ich bring dich gerne heim!" Ich weiß sogar, wo sie fahren muss und erkläre ihr den Weg. So fahren wir über die große Landesstraße, dann kommt das Ortsschild und ich sag ihr alle Abzweigungen. „So, diese Kurve kenne ich, da kannst du mich aussteigen lassen. Gott vergelts dir!" Das Auto ist weg, jetzt stehe ich da und weiß nicht, wohin ich jetzt gehen muss. Wo bin ich, was soll ich tun, wohin soll ich gehen?"

Schnell bin ich zum Auto gelaufen, eingestiegen und losgefahren. Meine Schwester hat erzählt, dass unsere Mama in unserem Heimatdorf an der Ecke zu unserem Elternaus gestanden ist und sehr verwirrt war. Zum Glück hat unsere Tante, die im Haus an der Kurve wohnt, Mama gesehen, ist zu ihr gelaufen, hat sie umarmt und gemeint: „Ist das schön, dass du mich besuchen kommst! Komm, trinken wir Kaffee und dann erzählst du mir, wie es dir geht." Gesagt, getan. Die zwei Frauen sind ins Haus gegangen und meine Schwester wurde benachrichtigt.

So kam ich dazu, wir plauderten, als wäre dies das Selbstverständlichste der Welt. Ich war so angespannt, was sollte ich tun, wenn unsere Mama „heimgehen" wollte. Das Haus war versperrt, der Garten öd und leer, es war kein „Zuhause" mehr. Diese Welt brach zusammen, als sie nicht mehr alleine leben konnte. Aber Mama fragte nicht nach. Als sie meinte, sie müsse jetzt wieder heimgehen, begleitete ich sie zu meinem Auto, sie stieg gerne ein und wir „fuhren heim".

Ein Ausflug, der gut ausging. Aber er führte uns vor Augen, diese Grenze ist nicht überwindbar. Wir können versuchen, Mama in ihrer Welt zu begegnen, sie liebend zu umarmen und ihr die Unsicherheit zu nehmen. Aber die Einsamkeit und die Trauer um das unwiederbringlich Verlorene wird uns begleiten.

Eva Lunger